

3. Paläografie des Mittelalters und der Neuzeit

3.1. Allgemeines

Unter Paläografie (von griech. *palaios/παλαιός* = alt und *graphein/γράφειν* = schreiben) versteht man die Lehre von den alten Schriften. Dabei geht es insbesondere um ihre räumliche und zeitliche Bestimmung, aber auch ganz allgemein um das Lesenkönnen der alten Schriften. Die Paläografie soll somit an das Verständnis und an die Geschichte der Schrift herantreiben (B. Bischoff).

Weiters untersucht die Paläografie, wie die alten Schriften voneinander abhängig sind. In neuerer Zeit rückten aber auch die Physiologie und Psychologie des Schreibens in den Mittelpunkt des Interesses, ebenso das soziale Umfeld.

Die Anfänge der modernen Paläografie liegen, wie auch die der Urkundenlehre (Diplomatik), in einem von der Gegenreformation beeinflussten Wissenschaftsstreit. In der Auseinandersetzung um die Authentizität von mittelalterlichen Heiligenviten zwischen den besonders kritischen Jesuiten um Jean Bolland (die „Bollandisten“) und der Reformbenediktiner-Kongregation von Saint-Maur (die „Mauriner“) taten sich vor allem zwei Wissenschaftler mit ihren für die Ausbildung der historischen Hilfswissenschaften bahnbrechenden Arbeiten hervor: der Bollandist Daniel Papebroch (Papenbroeck, 1628-1714) und der Mauriner Jean Mabillon (1632-1707). Der in Antwerpen tätige Papebroch zweifelte in seinem Hauptwerk „*Propylaeum antiquarium*“ die Echtheit vieler Urkunden und Heiligenviten an. Gefordert sei das *discrimen veri et falsi*, die Unterscheidung von echten und gefälschten Quellen. Papebroch wandte dabei schon paläographische Methoden an, ohne jedoch Schriften auch lokalisieren zu können.

Die Kritik Papebroeks traf vor allem die Benediktinerklöster, deren Reform sich die 1618 gegründete Maurinerkongregation vorgenommen hatte. Diese baute zudem in Saint-Germain-des-Prés bei Paris eine Art Akademie auf. Dort nahm sich Jean Mabillon der Widerlegung von Papebrochs Thesen an. Mit seinem sechsbändigen Werk „*De re diplomatica*“ begründete er nicht nur die Diplomatik, sondern suchte auch um eine theoretische Durchdringung der Lehre von den alten Schriften. Im Jahr 1708 veröffentlichte der Mauriner Bernard de Montfaucon (1655-1714) ein Lehrbuch zu den alten griechischen Schriften unter dem Titel „*Palaeographia graeca*“ und gab damit der jungen Disziplin ihren heutigen Namen. Er stellte dabei die Buchschriften in den Vordergrund und fügte auch Kupferstichtafeln mit Schriftbeispielen bei. Er begann auch, Kataloge von Handschriftenbibliotheken anzulegen, ein Unterfangen, das in ganz Europa Nachfolger fand.

Im 19. Jahrhundert teilten sich schließlich Paläografie und Diplomatik endgültig. Durch die Vielfalt schriftgeschichtlicher Forschung können nur noch einzelne Leitlinien der weiteren Entwicklung aufgezeigt werden: Die Paläografie in Frankreich erhielt schon bald durch die Gründung der *École des Chartes* in Paris (1821) eine Ausbildungs- und Forschungsstätte, die vornehmlich zur Instruktion von Archivaren und Bibliothekaren gedacht war. In Österreich wurde 1854 nach dem Vorbild der *École des Chartes* das Institut für Österreichische Geschichtsforschung gegründet, das ebenfalls die Ausbildung von Archivaren und Bibliothekaren zum Ziel hat. Besonders vom Münchner Lehrstuhl für lateinische Philologie des Mittelalters gingen seit dem frühen 20. Jahrhundert wichtige Impulse für die Paläografie aus: Zunächst betonte der schon in jungen Jahren verstorbene Ludwig Traube († 1907) die Bedeutung der Handschriftenkunde für die Paläografie. Sein Schüler und Nachfolger Paul Lehmann setzte diese Tradition fort. Schließlich veröffentlichte Bernhard Bischoff (1906-1991) zahlreiche Werke zur Schriftgeschichte der vorkarolingischen und karolingischen Zeit und konnte seinerseits einen großen Schülerkreis begründen.

3.2. Beschreib- und Schreibstoffe

Unter dem Begriff „Beschreibstoffe“ versteht man in der Paläografie zumeist die Materialien, auf denen man schreibt, also beispielsweise Papyrus, Pergament oder Papier. Hingegen werden unter der Bezeichnung „Schreibstoffe“ die Materialien zusammengefasst, mit denen man schreibt oder die für den Schreibvorgang im Mittelalter zusätzlich nötig waren. Darunter fallen Tinte, Schreibrohr und Federkiel, aber auch Radiermesser, Lineal, etc. Diese Terminologie ist allerdings nicht in allen Handbüchern gleichlautend. In Zusammenhang mit den Beschreib- und Schreibstoffen sind zudem die Schreibtechnik, aber auch die Geisteshaltung hinter dem (Ab-)Schreibvorgang, die psychologische Seite des Schreibens, von Interesse.

3.2.1. Beschreibstoffe

Papyrus

Der Papyrus (πάπυρος) diente seit dem Beginn des 3. Jahrtausends v. Chr. in Ägypten als Beschreibstoff. Er wird aus dem Halm der Papyrusstaude, einer Schilfpflanze, gewonnen, die vor allem am Nil gedeiht. Der Halm wird zunächst mit einem Messer in Streifen geschnitten, die senkrecht und waagrecht übereinander gelegt, dann glatt gehämmert und gepresst werden. Durch den Saft der Pflanze halten die Streifen von selbst zusammen. Die Oberfläche wird zudem noch mit einem Bimsstein geglättet.

Papyrus wurde in langen Rollen aufbewahrt, die jeweils in Spalten beschrieben wurden. Eine Buchrolle wurde als *volumen* bezeichnet, ein Begriff, der in der engl.-ital.-franz. Bezeichnung *volume* für „Band“ weiterlebt. Während der gesamten Antike war Papyrus der wichtigste Beschreibstoff, erst in der Spätantike löste das Pergament Papyrus in dieser Rolle ab. Der Großteil der heute erhaltenen Papyri ist allerdings nicht lateinisch, sondern griechisch beschrieben. Der überwiegende Teil enthält Wirtschaftsaufzeichnungen; literarische Texte auf Papyrus sind eher die Ausnahme. Gerade in Italien hielt sich der Papyrus als Beschreibstoff bis ins Mittelalter: In Ravenna wurde Papyrus als Beschreibstoff bis ins 9. Jahrhundert, in der päpstlichen Kanzlei sogar bis ins 11. Jahrhundert verwendet. „Papyrus“ diente in Süditalien bis ins 13. Jahrhundert als Bezeichnung für Papyrus, um dann nahtlos in die Bezeichnung für den damals in Europa neu auftretenden Beschreibstoff Papier überzugehen.

Pergament

Der Sage nach soll Pergament in hellenistischer Zeit in der kleinasiatischen Stadt Pergamon erfunden worden sein, als während einer Belagerung auch die Zufuhr von Papyrus unterbrochen war – daher der Name. Tatsache ist, dass es schon während der Antike Pergament gab; es konnte sich aber aufgrund des gewaltigen Preisunterschiedes zum billigen Papyrus nicht durchsetzen. Warum es allerdings in der Spätantike schließlich zum wichtigsten Beschreibstoff wurde, ist nicht ganz gesichert. Vermutlich spielte einerseits die Verschiebung des Machtzentrums im Weströmischen Reich weg vom Mittelmeer nach Mittel- und Westeuropa eine Rolle, wo sich Papyrus aufgrund der feuchten Witterung nicht so gut hielt. Auf der anderen Seite könnte hinter der Verwendung des dauerhafteren Pergaments auch die Intention dahinter stecken, wichtige Texte für die Ewigkeit zu bewahren, sei es auf heidnischer Seite die Werke von Klassikern wie Vergil und Cicero oder auf christlicher Seite die Bibel und Texte von Kirchenlehrern. Die in der älteren Literatur häufig geäußerte These, der Vorstoß der islamischen Araber ins „Papyrusland“ Ägypten habe die Papyruszufuhr abgeschnitten, stimmt mit Sicherheit nicht, da der Übergang zum Pergament schon deutlich vor dem 7. Jahrhundert erfolgte.

Über die Herstellung von Pergament sind wir nicht nur durch schriftliche Quellen unterrichtet; wir besitzen auch bildliche Darstellungen, beispielsweise zehn Medaillons am Titelblatt einer Handschrift aus dem Kloster Michelsberg bei Bamberg, die aus dem 12. Jahrhundert stammen. Sie illustrieren die Herstellung sowohl des Pergaments als auch einer Pergamenthandschrift.

Pergament wird aus der Haut von Schafen, Ziegen oder Rindern hergestellt, die im Gegensatz zum Leder nicht gegerbt, sondern in einer scharfen Kalklauge gebeizt wird. Dadurch

werden die Haare gelockert, die Haut wird entfettet. Danach wird die Haut mit einem mond-förmigen Schabeisen gereinigt und zum Trocknen auf einen Rahmen gespannt. Die weitere Behandlung divergiert und hängt von der Region, von der Epoche, von der Tierart und von der intendierten Qualität ab. In Italien beispielsweise wurde die Schaf- oder Ziegenhaut häufig kalziniert, d. h. vor dem Trocknen mit einem Kreideaufguss für das Schreiben vorbereitet. Man darf nicht vergessen, dass die Herstellung einer Pergamenthandschrift immens teuer war: allein für eine größere Handschrift wurden bis zu 500 Schafhäute benötigt. Besonders prunkvolle Handschriften wurden aus der Haut ungeborener Tiere hergestellt (sog. Jungfernerpergament oder *charta non nata*). Seit der Spätantike wurden Pergamentblätter auch mit Purpur eingefärbt und mit Gold- oder Silbertinte beschrieben.

In der Regel ging man jedoch sehr sparsam mit dem Pergament um: Man verwendete auch Randstücke; Löcher in den Blättern sind eher die Regel als die Ausnahme. Man ging sogar so weit, Texte, die nicht mehr benötigt wurden, weil sie nicht mehr verstanden wurden, theologisch überholt oder sonstwie nicht mehr interessant waren, abzuwaschen und abzuschaben, um das Pergament ein zweites Mal zu beschreiben. Auf diesen sog. Palimpsesten (von *palin psao/πάλιψάω* = nochmals abreiben und glätten) sind uns heute Texte erhalten, die sonst verloren wären, beispielsweise das erste Buch von Ciceros staatstheoretischer Abhandlung „De re publica“. Die abgeschabten Texte können heute schonend durch spezielle elektronische und photographische Verfahren wieder lesbar gemacht werden.

Papier

Papier wurde im 2. Jahrhundert n. Chr. in China erfunden. 751 ist seine Herstellung in der innerasiatischen Metropole Sarmakand (heute Usbekistan) belegt. Danach verbreitete sich der neue Beschreibstoff im arabischen Raum. Im 12. Jahrhundert schließlich wurde Papier erstmals auf europäischem Boden erzeugt. Die Papiermühle bei Valencia wurde allerdings noch von Arabern betrieben. Ein Jahrhundert später entstanden die ersten Papiermühlen in christlich beherrschten Gebieten, zunächst in Spanien und Italien (Fabriano bei Ancona, 1260/70), später auch in Westeuropa (Troyes, 1338) und Deutschland (Nürnberg 1390). In Österreich ist die Papierherstellung erst seit der Mitte des 15. Jahrhunderts belegt (St. Pölten, Wiener Neustadt).

Papier war seit jeher ein „Recyclingprodukt“: Leinenlumpen wurden zerkleinert, in Wasser aufgeweicht und einem Fäulnisprozess unterzogen. Die verbliebenen Fasern wurden mehrmals gestampft und mit Wasser versetzt. Aus einem Bottich wurde in weiterer Folge der Papierbrei mit einem Sieb geschöpft; die Fasern blieben an den Drähten hängen, das Wasser floss ab. Auf einem Wollfilz wurde der Bogen in wiegender Bewegung abgedrückt und mit einem weiteren Filz bedeckt. Darauf wurde wieder abwechselnd Papier bzw. Filz gelegt, bis ein hoher Stoß entstand, der zum Ausdrücken des verbliebenen Wassers in eine Presse gelangte. Schließlich wurde das Papier noch geleimt: Wasser wurde mit tierischen Leimen und Alaun zu Leimwasser versetzt, durch das die Papierblätter einmal oder mehrmals gezogen wurden.

Schon bald war es in den Papiermühlen Europas üblich, die eigene Produktion durch ein Wasserzeichen zu kennzeichnen. Dafür wurde auf die Drähte des Papiersiebes ein weiterer Draht gelegt, der zu einer Figur, beispielsweise einem Tier, einem menschlichen Kopf oder einer Krone geformt war. An der Stelle der Drähte ist das Papier etwas dünner, sodass diese Stellen erkennbar sind, wenn man das Papier gegen das Licht hält. Solche Wasserzeichen stellen ein wichtiges Merkmal zur Datierung und Lokalisierung des Papiers und damit auch der Handschrift dar. Da die Drähte für das Wasserzeichen nur wenige Jahre hielten, lässt sich das Papier mittels Wasserzeichen auf wenige Jahre genau datieren. Allerdings sind die Unterschiede zwischen den einzelnen Wasserzeichen oft sehr gering. Außerdem erhöhte sich ihre Zahl in der frühen Neuzeit stark. Die Findbücher zu Wasserzeichen (Briquet, Piccard) sind daher sehr umfangreich und enthalten dennoch nur einen Bruchteil der heute bekannten Wasserzeichen.

Papierblätter wurden ebenso wie Pergament zu Handschriften gebunden, wobei das deutlich sprödere und leichter reißbare Papier zwar billig, aber nicht so widerstandsfähig war. Papiercodices sind in Mitteleuropa seit der Mitte des 13. Jahrhunderts belegt (aus Papier, das aus dem arabischen Raum importiert wurde). Besonders in Italien (Sizilien, päpstliche Kanzlei)

und Spanien setzte sich das Papier rasch durch, besonders für Konzepte, Protokolle und Register. In Mitteleuropa löste es erst im 15. Jahrhundert und schließlich mit der Einführung des Buchdruckes Pergament als wichtigsten Beschreibstoff ab.

3.2.2. Schreibstoffe

Schreibrohr, Federkiel und Griffel

In der Antike beschrieb man den Papyrus zumeist mit einem pflanzlichen Schreibrohr (*calamus*), das vorne zugespitzt war. Es blieb bisweilen auch noch im Frühmittelalter in Verwendung. Ansonsten dominierte hingegen im Mittelalter die Vogelfeder (*penna/pinna*, mitunter auch *calamus*) als Schreibinstrument. Sie wurde je nach Schriftart vorne gerade oder schräg zugeschnitten.

Wachstafeln wurden mit einem Griffel (*stilus*) beschrieben, der auf der einen Seite spitz war. Die andere Seite des Griffels war abgeflacht. Wollte man etwas im Wachs tilgen, so drehte man den Griffel einfach um und fuhr mit der stumpfen Seite über das Wachs. Dieser Vorgang liegt auch der lateinischen Bezeichnung *stilum vertere* (den Griffel umdrehen = tilgen) zugrunde.

Tinte und Farben

Schon in der Antike gab es mehrere Rezepturen für die Herstellung von Tinte (*atramentum, incaustum*): Sie basierten auf Ruß und Gummi, andere auf Sepia, wieder andere auf Galläpfeln und Eisenvitriol. Besonders letztere Tinten fraßen sich allerdings im Laufe der Jahrhunderte häufig durch den Beschreibstoff, sodass heute nicht mehr die Schrift, sondern die Löcher „lesbar“ sind. Je nach Rezeptur ist die Tinte tiefschwarz, bräunlich, zum Teil aber auch olivgrün oder grau.

Zur Hervorhebung einzelner Buchstaben oder der Überschrift verwendete man ziegelrote Farbe (*minium*, Mennige, davon abgeleitet der Begriff „Miniatur“). Dazu kamen weitere Farben für Auszeichnungsschriften. Purpurpergament wurde mit Gold- oder Silberfarbe beschrieben.

Lineale, Radiermesser und andere Utensilien

Neben Vogelfeder und Tinte benötigte der mittelalterliche Schreiber noch weitere Schreibstoffe: Zu Linierung diente entweder ein Griffel, bei dem keine Linien, sondern nur Rillen im Pergament sichtbar wurden (sog. Blindlinierung), ein Metallstift (Bleistift) oder ein Rötelstift, im Spätmittelalter auch Tinte. Weiters wurde für die Linierung ein *punctorium*, d. h. ein Zirkel oder ein Rädchen mit Spitzen, benötigt, mit dem am Blattrand kleine Löcher zur Adjustierung des Lineals gemacht wurden. Zudem befanden sich auf dem mittelalterlichen Schreibpult auch ein oder zwei Tintenhörner, ein scharfes Messer, zwei Radiermesser (*novacula, rasorium*), ein Bimsstein zum Glätten und gegebenenfalls Kreide. All diese Geräte sind nicht selten auf Schreiberbildern in den Handschriften dargestellt, doch stellt sich die Frage, wie weit es sich dabei um idealtypische Abbildungen handelt.

3.3. Physiologische und psychologische Aspekte des Schreibens

Die recht unterschiedlichen Techniken des Schreibvorganges sind uns aus vielen Darstellungen in mittelalterlichen Handschriften bekannt. Die Hand- und Fingerhaltung wirkt dabei für heutige Verhältnisse oft unnatürlich. Prinzipiell lässt sich bei der Fingerhaltung zwischen den beiden Extremformen Pronation, bei der sich alle Finger beinahe in gleicher Höhe befinden, und Supination, bei der die Finger senkrecht untereinander liegen, unterscheiden. Weiters kann der Unterarm im rechten Winkel vom Körper abstehen (sagittale Haltung), diagonal oder parallel zum Körper (frontale Haltung) gehalten werden. Schließlich haben auch die Neigung des Pultes und der Schnitt der Feder Einfluss auf den Charakter der Schrift.

Schreiben und Abschreiben war im Früh- und Hochmittelalter fast ausschließlich eine monastische Tätigkeit. Es gehörte in den Bereich der Askese und galt gleichsam als eine Form

des Gottesdienstes. So formulierte beispielsweise Cassiodor im 6. Jahrhundert, dass jeder Buchstabe, den ein Mönch von der Heiligen Schrift kopiere, eine Wunde für den Teufel bedeute. Zudem sah man Schreiben als streng normierte, mühevollere Kunst an, in die der junge Mönch schrittweise eingeführt wurde.

Zentrum des klösterlichen Schriftbetriebes war das Skriptorium, die Schreibstube. Die Schreiber eines Skriptoriums wiesen zumeist eine annähernd gleiche Schrift auf, sodass bisweilen in einer Handschrift kaum zu unterscheiden ist, ob ein oder mehrere Schreiber am Werk waren. Nicht selten wurde die Abschrift eines Buches mehreren Schreibern aufgetragen. Dazu kam noch die Tätigkeit des Rubrikators, der die Überschriften verfasste, und des Illuminators (siehe dazu unten Kapitel 5).

Im Spätmittelalter bildete sich im Umkreis der Universitäten ein Berufsschreibertum heraus. Besonders im 13. und 14. Jahrhundert wurden von häufig benötigten Büchern Normexemplare angelegt, die bei einem *stationarius* hinterlegt wurden. Die Schreiber konnten sich dort einzelne Abschnitte, so genannte Pecien, zum Abschreiben ausleihen. Diese Pecien, die zumeist zwei Doppelblätter (= 8 Seiten) umfassten, dienten auch als Berechnungseinheit bei der Bezahlung der Schreiber. Dieses Berufsschreibertum war besonders an den Universitäten von Paris, Bologna und anderen italienischen Städten verbreitet, weniger im deutschsprachigen Raum.

Abschreiben bedeutete für den Schreiber in erster Linie das richtige Lesen, das Einprägen und neuerliche Niederschreiben von Wörtern, deren Bedeutung er bisweilen gar nicht mehr verstand. Aufgrund dieses mehrschichtigen Denkprozesses kam es beim Abschreiben immer wieder zu Fehlern, die zwar zum Teil durch einen Korrektor ausgemerzt wurden, oft aber heute noch unkorrigiert in den Handschriften überliefert sind. Es ist daher auch die Aufgabe eines Texteditors, die spezifischen Fehler nachzuvollziehen und gegebenenfalls zu korrigieren, zumindest aber in der Edition anzumerken. Schuld an diesen Fehlern kann eine schlecht lesbare Vorlage sein, aber auch Unkonzentriertheit, besonders bei Wortwiederholungen, gleichen Silben oder Buchstaben am Wortende und Wortanfang des folgenden Wortes. Bisweilen lässt sich sogar Legasthenie bei Schreibern nachweisen.

3.4. Terminologie

Majuskel – Minuskel

Ein Teil der Schriften, beispielsweise die Capitalis und mit Einschränkungen die Unziale, bestehen weitgehend aus Großbuchstaben (Majuskeln), die in ein Zweilinienschema passen. Im Gegensatz dazu werden die übrigen Schriften aus Buchstaben gebildet, die über diese beiden Linien mit Ober- und Unterlängen hinausragen und somit in ein Vierlinienschema gefügt werden können.

ABCDEF GHIJ

Zweilinienschema (Majuskel)

abcdefghijkl

Vierlinienschema (Minuskel)

Haar- und Schattenstriche

Durch die Breite der Feder, die Federhaltung, aber auch durch den Druckunterschied beim Schreiben bedingt sind bestimmte Teile eines Buchstaben fett, andere wiederum nur sehr dünn ausgeprägt. Ob die senkrechten, waagrechten oder diagonalen Striche als fette Schattenstriche ausgeführt sind, variiert somit.

Schaft – Balken – Hasten

Als Schaft bezeichnet man die senkrechten, als Balken die waagrechten Striche eines Buchstaben. Hasten (von lat. *hasta* = Lanze) werden mehrere parallele Schäfte bezeichnet, die häufig durch ihre Gleichförmigkeit zu Leseproblemen führen. Gerade bei den gotischen

Buchschriften sind in Buchstabenkombinationen aus i, m, n und u die einzelnen Buchstaben schwer voneinander zu trennen.

Ligaturen – Nexus litterarum

Unter Ligatur versteht man besonders bei kursiven Schriften die Verbindung zweier oder mehrerer Buchstaben. Dabei bildet oft ein Teil des einen Buchstaben gleichzeitig einen Teil des folgenden Buchstabens. Eine derartige Ligatur liegt bis heute im Zeichen für „und/et“ (&) vor, das aus einem e besteht, dessen Zunge gleichzeitig den linken Teil des Balkens und den Schaft des t bildet. Unter einem *Nexus litterarum* hingegen versteht man eine weitgehend normierte Verbindung von zwei oder drei (Majuskel-)Buchstaben, um besonders am Zeilenende Platz zu sparen, beispielsweise.

Initialen

Unter dem Begriff Initiale bezeichnet man allgemein hervorgehobene Anfangsbuchstaben am Beginn eines Werkes, eines Abschnittes oder einer Seite. Je nach Ausführung sind dabei auch kunsthistorische Spezifikationen möglich.

3.5. Abkürzungen

In fast allen Schriftarten der Spätantike und des Mittelalters finden sich Abkürzungen, weniger in prunkvollen Handschriften in Capitalis- und Unzial-Schrift, besonders aber in spätmittelalterlichen Universitäts- und Gebrauchsschriften. Die Kürzung wird dabei durch einen waagrechten Strich im Bereich der ausgelassenen Buchstaben oder durch andere, streng normierte Zeichen kenntlich gemacht.

Zunächst beschränkte man sich vor allem auf die Kürzung der heiligen Namen (*nomina sacra*), der Namen *dominus*, *deus*, *Jesus Christus* und *spiritus sanctus*. Besonders auch unter dem Einfluss insularer Schreiber bildeten sich dafür folgende Kürzungen heraus:

<i>dns</i> (seltener <i>dms</i>)	<i>dominus</i>
<i>ds</i>	<i>deus</i>
<i>IHS</i>	<i>Jesus</i> (von griech. ΙΗΣΟΥΣ, nicht, wie schon im Mittelalter und in der Barockzeit gedeutet, als Abkürzung von <i>Iesus hominum salvator</i> oder Jesus Heiland Seligmacher)
<i>XPS</i>	<i>Christus</i> (von griech. ΧΡΙΣΤΟΣ)
<i>sps</i>	<i>spiritus</i>
<i>scs</i>	<i>sanctus</i>

Alle *nomina sacra* werden auch im 2.-6. Fall abgekürzt, z.B. *dni* (*domini*), *do* (*deo*), *spm scm* (*spiritum sanctum*).

Ansonsten wurden im Früh- und Hochmittelalter vor allem Endungen und häufige Wörter gekürzt. Besonders häufig sind der waagrechte Strich über dem letzten Buchstaben für *-m* (z. B. *domu*), *b* am Wortende mit einem Häkchen für *-bus* (z. B. *hominib*) sowie *q* mit einem Punkt oder Häkchen für *-que* (z. B. *atq;*). Besonders am Zeilenende wurde stärker gekürzt, um den Schriftblock einzuhalten.

Im Spätmittelalter, vor allem im Bereich der Universitäten, nahm die Anzahl der Kürzungen stark zu. Viele Fachausdrücke, besonders aber die meisten Modalwörter, wurden regelmäßig gekürzt. Die Lektüre spätmittelalterlicher Schriften erfordert daher häufig Spezialkenntnisse. In erster Linie lassen sich Suspensionskürzungen, bei denen jeweils der erste Buchstabe einer Silbe in der Kürzung aufscheint (z. B. *dns* = *dominus*), und Kontraktionskürzungen unterscheiden, bei denen die Kürzung aus dem Anfang und dem Ende des Wortes besteht (z. B. *mm* = *matrimonium*). Dazu kommen spezielle Zeichen und Kürzungen für Pronomina, Präpositionen und Partikel (siehe dazu die Zusammenstellung der Abkürzungen als Kopie). In einzelnen Gebieten bzw. Nationalschriften entwickelten sich zudem eigene Sonderkürzungen heraus, vor allem bei den insularen und westgotischen Schriften.

Für die Auflösung der Kürzungen ist eine gewisse Übung nötig. Fast alle gängigen Abkürzungen enthält das Lexikon von Adriano Cappelli, die häufigsten sind auch bei Bischoff, Pa-

l ä o g r a f i e e n t h a l t e n . **[Begleitskriptum, S. 82-88]** Kürzungen bei Inschriften (Stein, Münzen, Siegel, etc.) folgen besonderen Regeln.

3.6. Die wichtigsten Buchschriften des Mittelalters

Vorbemerkung:

Eine Aufstellung der Buchstabenformen aller wichtigen Buchschriften des Mittelalters findet sich bei Bernhard Bischoff, Paläographie des Mittelalters. **[Begleitskriptum, S. 89-93]**

3.6.1. Capitalis

Seit dem 1. Jahrhundert v. Chr. ist uns inschriftlich und auf Papyrus eine Majuskelschrift greifbar, die weitgehend unserer heutigen Blockbuchstabenschrift entspricht: die Capitalis. Handschriftlich tritt die Capitalis in zwei Erscheinungsformen auf, in der rascher geschriebenen, geschmeidigen Capitalis rustica und in der besonders steifen, an der Inschriften-Capitalis orientierten Capitalis quadrata. Aus der Spätantike sind in der Capitalis rustica vor allem Handschriften des römischen Nationaldichters Vergil aus dem 4.-6. Jahrhundert erhalten (vgl. *Textbeispiel 1*). Hingegen wurden in Capitalis kaum christliche Texte abgefasst. Sowohl die Capitalis rustica als auch die Capitalis quadrata dienten im Mittelalter als Auszeichnungsschrift für Überschriften (vgl. *Textbeispiel 4*, Zeile 1-2 **[Begleitskriptum, S. 75]**).

Textbeispiel 1: Vergilhandschrift in Capitalis rustica, sog. Vergilius Mediceus (heute in der Biblioteca Laurenziana-Medicea in Florenz), der durch einen Vermerk über durchgeführte Korrekturen im Jahr 494 einigermaßen genau datiert werden kann. Auffallend ist das Fehlen von Worttrennungen, weiters die unterschiedliche Breite der Buchstaben und das teilweise Aufbrechen des Zweilinienschemas (f, l, y gehen leicht in der Oberlänge). **[Begleitskriptum, S. 72]**

3.6.2. Unziale

Schon im 2. Jahrhundert n. Chr. entwickelte sich eine neue Buchschrift aus Majuskel-Buchstaben: die Unziale. Die Überlieferung setzt weitgehend mit dem 4. Jahrhundert ein, mit der Zeit also, in der auch der Übergang von Papyrus auf Pergament festzustellen ist. In Unzial-Schrift wurden vornehmlich christliche Texte, aber auch Klassiker wie Cicero abgeschrieben. Die Schrift lebt mit gewissen Formentwicklungen bis ins frühe 9. Jahrhundert fort und diente danach nur noch als Auszeichnungsschrift, als zweite Schrift in der Schriftenhierarchie nach der Capitalis (vgl. *Textbeispiel 4* **[Begleitskriptum, S. 75]**).

Die Neuerungen betreffen besonders die Buchstaben d (runde, bauchige Form mit Abstrich nach links oben), e (gerundeter Schaft), h (in der Form des heutigen Druckbuchstaben) und q (mit senkrechtem Abstrich); kleinere Formveränderungen betreffen die Buchstaben m und u.

Textbeispiel 2: Unziale des jüngeren Typs. Widmungsseite des so genannten Codex Amiatinus (nach seinem früheren Aufbewahrungsort San Salvatore di Monte Amiata bei Siena), einer um 700 in England geschriebenen Bibel-Prachthandschrift. Einige Stellen fallen sowohl paläographisch als auch metrisch und inhaltlich auf: Zeile 1: *coenobium*, Zeile 2: *salvatoris*, Zeile 5: *Petrus Langobardorum*. Offensichtlich wurde an diesen Stellen der alte Text abgeschabt und neu beschrieben, um die Widmung neu anzupassen. Erste Verdachtsmomente traten auf, weil der Inhalt unschlüssig ist: Warum ist der im 9. Jahrhundert bezeugte Petrus Lombarda ein Abt aus den entferntesten Gebieten (*extremis definitibus abbas*)? Schließlich fand man die Widmung auch in der Lebensbeschreibung des Hl. Ceolfrid(h), dem 716 ver-

storbenen Abt des nordenglischen Doppelklosters Wearmouth und Jarrow. Dort lauten die problematischen Verse hingegen: „*Corpus ad eximii merito venerabile Petri, quem caput ecclesiae dedicat alta fides. Coelfridus Anglorum extremis definibus abbas ...*“. Die Handschrift wurde somit zunächst nicht von Petrus Lombarda an das Kloster San Salvatore geschenkt, sondern von Abt Ceolfrid an den Heiligen Stuhl Petri. **[Begleitskriptum, S. 73]**

3.6.3. Halibunziale

Praktisch unabhängig von der Unziale entstand in der Spätantike auch die Halibunziale, eine Minuskelschrift, die zur wichtigsten Buchschrift des 5. bis 8. Jahrhunderts wurde. Typisch sind das a (bestehend aus einer Verschmelzung von o und c), b, d (jeweils in der Form der heutigen Druckschrift), g (bestehend aus einem waagrechten Balken mit einem geschwungenen Abstrich), m (mit parallelen Schäften in der Form der heutigen Druckschrift), r (Druckschriftform mit einem langen Rüssel) und s (hoch aufgerichtete, gerade Form). Mindestens vier dieser Merkmale sollten erkennbar sein, um eine Schrift als Halibunziale zu klassifizieren. Allerdings kam es wegen des Nebeneinanders von Unziale und Halibunziale nicht selten zu leichten Vermischungen der Buchstabenformen, ein Zeichen, dass der Schreiber beide Schriften beherrschte.

Textbeispiel 3: Jüngere Halibunziale mit Exzerpten aus den Werken des Augustinus. Die Handschrift wurde vermutlich zu Beginn des 8. Jahrhunderts in Ostfrankreich geschrieben. Sie weist ein eindeutiges Vierlinienschema auf. An Merkmalen der Halibunziale sind alle Buchstabenformen mit Ausnahme des g vorhanden. Beachtenswert sind außerdem die zahlreichen Kürzungen von *nomina sacra*. **[Begleitskriptum, S. 74]**

3.6.4. Die Karolingische Minuskel und die Buchschriften des 10. bis 12. Jahrhunderts

Karl der Große ging in den 70er und 80er Jahren des 8. Jahrhunderts daran, das Bildungsgut der Spätantike zu restituieren. Er berief deswegen die bedeutendsten Gelehrten der damaligen Zeit aus ganz Europa an seinen Hof nach Aachen. Mit ihnen flossen auch die gesamten eigenständigen Bildungstraditionen, beispielsweise aus dem irisch-angelsächsischen und ehemals westgotischen (spanischen) Bereich zusammen. Die wichtigsten Berater Karls waren der Angelsachse Alkuin (Alchwine, 736-804), der seine Ausbildung im nordenglischen Doppelkloster Wearmouth und Jarrow erhielt, Paulus Diaconus († um 802), der besonders auch als Verfasser der Geschichte des langobardischen Volkes (*Historia Langobardorum*) hervortrat und norditalienisch-langobardische Traditionen mit an den Hof brachte, weiters der aus dem westgotischen Spanien stammende Theodulf von Orléans († 821), der theologische Werke verfasste, und Petrus von Pisa († vor 799), der ebenfalls schriftstellerisch tätig war.

Diese Gelehrten bemühten sich im Auftrag Karls des Großen, eine von den Verfallserscheinungen der Merowingerzeit gereinigte (mittel)lateinische (Norm-)Sprache zu schaffen. Basis dafür war das verstärkte Studium der klassischen und spätantiken Literatur. Zu diesem Zweck wurden aus ganz Europa die Werke der antiken Schriftsteller zusammengetragen, um sie abzuschreiben. Viele der antiken Autoren sind uns daher erstmals durch Handschriften aus der Karolingerzeit überliefert. Schließlich sollte für dieses große Abschreibevorhaben auch eine einheitliche und klar lesbare Schrift geschaffen werden. Diese neue Schrift, für die aus vielen damals verwendeten Buchschriften Formen entnommen wurden, wird allgemein als Karolingische Minuskel bezeichnet. Sie fand vom Beginn des 9. Jahrhunderts Verwendung. Ihre Buchstabenformen lebten in den Buchschriften des 10. bis späten 12. Jahrhunderts im gesamten Abendland fort. Auch unsere Druckschrift enthält hauptsächlich Formen aus der Karolingischen Minuskel.

Erstmals finden sich die neuen Formen fast in Reinkultur in den so genannten Alkuin-Bibeln (*Textbeispiel 4*), einer Gruppe von fast 100 weitgehend identischen Bibelhandschriften, die

um 800 unter Bischof Alkuin in Tours entstanden. Auch die am Hof Karls geschriebenen Prunkhandschriften hatten eine wichtige Rolle bei der Normierung der Schrift.

Textbeispiel 4: Alkuin-Bibel aus Tours mit einer frühen Karolingischen Minuskel (um 800). Der Beginn des Buches Genesis wird zunächst durch eine Überschrift in Capitalis quadrata und durch eine reich verzierte Initiale hervorgehoben. Dann folgt – eine Stufe niedriger in der Schrifthierarchie – der Beginn des eigentlichen Textes in Unziale. Erst etwa ab der Mitte der linken Spalte setzt der Text in Karolingischer Minuskel ein. Die Schrift weist kaum noch Ligaturen auf. Der Buchstabenkanon der Karolingischen Minuskel wird recht konsequent eingehalten, sieht man vom Beginn des zweiten Absatzes in Karolingischer Minuskel ab (Zeile 29 links: *congregentur* mit zweimaligem halbunzialen g). Zwischendurch sind immer wieder Zeilen durch Unzialschrift hervorgehoben. **[Begleitskriptum, S. 75]**

Für fast vier Jahrhunderte, länger als jede andere Schrift, standen die Karolingische Minuskel und die aus ihr hervorgegangenen Buchschriften des 10. bis 12. Jahrhunderts im gesamten Abendland in Verwendung, noch dazu in den meisten Gebieten als alleinige Schriftart. Im 9. Jahrhundert verschwanden vorkarolingische Nebenformen immer mehr zugunsten eines normierten Kanons an Buchstabenformen, Ligaturen und Abkürzungen, der bis ins 12. Jahrhundert praktisch unverändert blieb; nur einige Details ermöglichen die chronologische und bisweilen auch lokale Einordnung.

Textbeispiel 5: Karolingische Minuskel des 11. Jahrhunderts. Die heute in Wolfenbüttel aufbewahrte Handschrift enthält die Kaiserbiografien des Sueton. Auf der abgebildeten Seite endet die Biografie des Julius Caesar, es beginnt die des Augustus. Das Werkende wird in mittelalterlichen Handschriften stets mit dem Vermerk „*Explicit*“ (eine erstarrte Form von *liber explicitus est* = die Buchrolle ist zur Gänze abgerollt) angegeben, der Beginn eines Buches mit „*Incipit*“ (es beginnt das Buch). Die Schrift weist die Merkmale des schrägovalen Stils im 11. Jahrhundert auf. Man beachte die ovalen Innenräume des o, weiters den schon recht steil aufgerichteten Schaft des a, die spachtelförmigen Schaftansätze, die Buchstaben f, r, und s, die unter die Zeile reichen. Die Abstriche bei i, m, n, und u sind nur schwach ausgeprägt, aber immer wieder erkennbar. Für Überschriften dient die Capitalis rustica. Insgesamt wirkt die Schrift harmonisch, nicht zuletzt aufgrund des ausgewogenen Drittelverhältnisses von Mittelband, Ober- und Unterlängen. **[Begleitskriptum, S. 76]**

3.6.5. Gotische Schriften

Ausgehend von Frankreich setzte im 12. Jahrhundert der Trend zu Brechungen in der Schrift ein. Dadurch änderte sich der Charakter der Minuskel-Buchschrift des 12. Jahrhunderts so weit, dass man ab diesem Wandel von gotischen Schriften spricht. Bedingt durch die deutlich zunehmende Schriftlichkeit auch außerhalb der Klöster und der Kanzleien entwickelte sich eine große Niveau- und Formenvielfalt. Zusätzliche Schriftzentren waren jetzt besonders die Universitäten, aber auch abseits der Universitäten in den Städten konnten immer mehr Leute schreiben.

Die Klassifizierung der gotischen Schriften ist daher in der Forschung nicht einheitlich. Man unterscheidet heute die gotischen Buchschriften (*Gothica Textualis*), weiters die kursiven Geschäftsschriften (*Gothica Cursiva*, auch *Notula* genannt), zu denen manchmal auch die mit kursiven Elementen durchsetzten Buchschriften des 15. Jahrhunderts (*Bastarda* oder *Hybrida* genannt) gezählt werden, und sonstige gotische Schriften, die nicht in eine dieser Gruppen passen. Die einzelnen Großgruppen werden zudem noch nach ihrem Schriftniveau genauer unterteilt und mit dem Zusatz *formata* (besonders sorgfältige Ausführung), *libraria* (schöne Buchschrift) oder *currens* (kursiver, individueller Charakter) beschrieben.

Die Unterscheidung zwischen *Textualis* und *Cursiva* erfolgt anhand einiger Leitbuchstaben: Das a der *Textualis* setzt die Form der Unziale bzw. der Karolingischen Minuskel fort, wobei der obere Teil des Schaftes immer mehr eine Schlaufe und schließlich ab dem 14. Jahrhundert eine Öse bildet. Im späten 14. und 15. Jahrhundert entwickelt sich diese a-Form in

kunstvollen Buchschriften regelrecht zu einem zweistöckigen Kasten weiter. In der Kursivschrift, aber auch zum Teil in den Universitätschriften sowie in der Bastarda bleibt das a einstöckig. Die Buchstaben f und s stehen in der Textualis auf der Zeile; in den Kursivschriften, aber auch in der Bastarda, reichen sie deutlich unter die Zeile und bilden Schwellschäfte, besonders im 15. Jahrhundert.

Ein weiteres typisches Merkmal der gotischen Buchschriften sind die Brechungen: Schaftansatz, Bögen und Abstriche können einfach oder doppelt gebrochen oder aber „abgeschnitten“ sein. Schreiber konnten eine Vielzahl von mehr oder weniger gebrochenen Schreibformen bei Schreibmeistern lernen. Diese verfassten gleichsam als Annonce Schreibmeisterblätter, in denen sie die bei ihnen lernbaren Schriften vorstellten.

Als Datierungsmerkmal dient auch die Art der Linierung, die freilich oft nur anhand der Originals erkennbar ist: Bis ins 12. Jahrhundert wurden die Seiten blind liniert, d. h. in das Pergament wurde mit dem Griffel eine Rille gezogen. Ab dem 12. Jahrhundert wurde die Bleistift- oder Silberstiftlinierung üblich, ab dem 13. Jahrhundert die Tintenlinierung, wobei die Schrift häufig in einen Rahmen gestellt wurde.

Durch den stark individuellen Charakter und die zum Teil extrem starken Kürzungen erfordert die Lektüre der gotischen Schriften ein ausgeprägtes Spezialwissen. Manche persönliche Handschriften, etwa die des Philosophen und Theologen Thomas von Aquin, sind auch für den Spezialisten praktisch unlesbar.

Textbeispiel 6: Gotische Textualis libraria aus dem 14. Jahrhundert. Die Wolfenbütteler Handschrift enthält das kriegstechnische Werk *De re militari* des Vegetius aus der Spätantike. Das a ist regelmäßig geschlossen, bildet sogar bisweilen schon einen Kasten, hat also auf der linken Seite keine Einkerbung mehr. Über dem i sind ganz feine gekrümmte Haarstriche (i-Punkte) zu erkennen. Auch andere Buchstaben weisen häufig feine Flämmchen auf. Bogenverbindungen und an Bögen angehängtes rundes r sind häufig. Einfach- und Doppelbrechungen kommen nebeneinander vor. Das Mittelband dominiert, die Ober- und Unterlängen sind nur kurz. Die Kapitelanfänge sind durch fein verzierte Initialen hervorgehoben, Satzanfänge zuweilen mit unzialen Majuskelbuchstaben, die im Inneren eine zusätzliche Sehne aufweisen. **[Begleitskriptum, S. 77]**

Textbeispiel 7: Gotische Cursiva libraria aus dem Jahr 1455. Die aus der französischen Schweiz stammende Handschrift enthält *Fabulae moralizatae*. Die Kursivformen der Schrift sind allgegenwärtig: einstöckiges a, f und s reichen weit in die Unterlänge und haben deutliche Schwellschäfte; die in die Oberlänge reichenden Buchstaben bilden Schleifen. Die Buchstaben m, n und u sind sägezahnförmig. Insgesamt ist die Schrift aber recht klar lesbar und weist nicht übermäßig viele Kürzungen auf. Satzanfänge sind mit Majuskelbuchstaben, die durch Sehnen verziert sind, hervorgehoben. **[Begleitskriptum, S. 78]**

Die Bastarda oder Hybrida hat eine Mittelstellung zwischen Textualis und Cursiva, da sie einige wichtige Elemente der Buchkursive aufweist, aber besonders in Burgund als hochstilisierte Buchschrift verwendet wurde. Besonders die reich verzierten Stundenbücher, die während des 15. Jahrhunderts im ostfranzösisch-burgundisch-flämischen Bereich entstanden, stellen eine Verbindung zwischen kalligraphischer Bastarda und hochstehender Buchillumination dar. Nicht selten wird die Bastarda auch für französische Texte verwendet.

Textbeispiel 8: Bastarda aus Burgund. Das Stundenbuch des Herzogs Karls des Kühnen von Burgund († 1477) stammt aus dessen letzten Lebensjahren. Es weist die typischen Merkmale der burgundischen Bastarda auf, besonders die Schwellschäfte bei den Buchstaben s und f. Die abgebildete Seite ist zudem reich mit Tieren und floralen Motiven verziert. Die Satzanfänge sind durch unziale Majuskelbuchstaben, die farbig unterlegt sind, hervorgehoben. **[Begleitskriptum, S. 79]**

3.6.6. Humanistenschriften

Seit dem Ende des 14. Jahrhunderts begannen sich in Italien Gelehrte auf die Literatur der klassischen Antike zurückzubedenken. Diese Frühhumanisten hielten jedoch fälschlicherweise die Karolingische Minuskel für die Schrift der Antike. Sie nahmen sich daher die Buchschrift des 11. und frühen 12. Jahrhunderts zum Vorbild und ahmten sie nach. Vorrangiges Ziel war es, die Schrift gegenüber der oft schwierig lesbaren und stark gekürzten gotischen Buchschrift zu vereinfachen. Da die Frühhumanisten allesamt selbst schrieben, prägten sie auch maßgeblich die Entwicklung der so genannten Humanistenschrift, die in einer Minuskelschrift und einer Kursivschrift auftritt (siehe dazu unten S. 30 zur Schriftenkunde der Neuzeit). Insgesamt wirkt die Humanistenminuskel (*Textbeispiel 9*, **[Begleitskriptum, S. 80]**) steif und gekünstelt. An kleinen Relikten aus den gotischen Buchschriften lässt sie sich aber zumeist eindeutig von der Karolingischen Minuskel des 11. Jahrhunderts unterscheiden: Manchmal finden sich noch Bogenverbindungen, unziales d oder Wortkürzungen, die erst seit den gotischen Schriften in Verwendung standen.

Textbeispiel 9: Humanistenminuskel aus dem Jahr 1488. Die äußerst runde, geschmeidige, aber dennoch etwas steife Minuskelschrift ist durch einige Details eindeutig als Humanistenschrift zu identifizieren. Die lange Schlinge des g stammt eindeutig nicht aus einer Buchschrift des 11. Jahrhunderts, ebenso nicht die Bogenverbindungen, etwa in Zeile 2 des zweiten Absatzes. Typisch sind die Restituierung von ae, der ct- und et-Ligatur und das fast völlige Fehlen von Kürzungen. **[Begleitskriptum, S. 80]**

3.7. Buchschmuck

In vielen Handschriften finden sich auch schmückende Elemente. Diese wurden nur in den seltensten und einfachsten Fällen vom Schreiber selbst angefertigt. Normalerweise aber herrschte in einem Skriptorium Arbeitsteilung zwischen dem Schreiber, dem Rubrikator, der die Überschriften und weniger kunstvolle Initialen anfertigte, und dem Miniator, der für die eigentlichen Buchmalereien verantwortlich war. Verziert wurden vor allem Initialen. Figürliche Buchmalereien dienten meist zur Illustration. Daneben gibt es auch figürlichen Buchschmuck, der in keinem Zusammenhang zum Inhalt steht.

3.8. Wie entsteht eine Handschrift?

Über die Herstellung von Handschriften sind wir sowohl durch schriftliche Vermerke als auch durch bildliche Darstellungen informiert. Eine Sonderstellung nimmt dabei die aus dem 12. Jahrhundert stammende Darstellung aus dem Kloster Michelsberg bei Bamberg ein: In insgesamt zehn Medaillons werden die einzelnen Schritte zur Herstellung eines Buches im Mittelalter nahe gebracht:

Abbildung aus einer Handschrift aus dem Kloster Michelsberg (12. Jahrhundert) **[Begleitskriptum, S. 71]**

1. Die in Kalklauge gebeizte Tierhaut wird in einen Rahmen gespannt und mit einem mondähnlichen Schabeisen von Haaren, Hautteilchen und Blutgefäßen gereinigt.
2. Ein Mönch schneidet mit einem Federmesser und einem Lineal das Pergament zu.
3. Ein Schreiber falzt mit einem Falzbeil die Pergamentblätter; am Ohr trägt er eine Schreibfeder.
4. Ein Buchbinder heftet die Lagen über einer Heftlade mit einer Nadel auf Bünde (es handelt sich dabei um die älteste Darstellung einer Heftlade).
5. Mit einem Beil wird der Buchdeckel behauen.
6. Auf einem Amboss werden die Buchbeschläge zugehämmert.
7. Ein Mönch verfertigt mit Griffel und Wachstafel ein Konzept.

8. Mit einem Federmesser wird die Schreibfeder oder das Schreibrohr zugeschnitten.
9. Ein Mönch präsentiert das fertige Buch.
10. Ein Mönch unterweist mit dem Buch einen Schüler.
11. Mitteldarstellung: Der Erzengel Michael steht schützend über dem ihm geweihten Kloster. Ein Mönch mit Schale und Pinsel malt eine Miniatur.

3.9. Die Teile einer Handschrift – Von Lagen und Einbänden

Die mittelalterlichen Handschriften bestehen aus Lagen. Darunter versteht man untereinander zusammengeheftete Doppelblätter. Je nachdem, ob zwei Doppelblätter (8 Seiten), drei (12 Seiten), vier (16 Seiten), fünf (20 Seiten) oder sechs (24 Seiten) zusammengeheftet wurden, spricht man von einem Binio, Ternio, Quaternio, Quinio oder Sexternio. Im mitteleuropäischen Bereich wurde zumeist ein eher festes Pergament verwendet, sodass man zumeist nur Quaternionen, also vier Doppelblätter pro Lage, vorfindet.

Der Aufbau der Lagen wird in der Handschriftenkunde besonders analysiert. Häufig wurden nämlich aus den Lagen Einzelblätter (Folien) herausgeschnitten, wodurch es teilweise zu Lücken in der Textüberlieferung kommt. Auch kann es vorkommen, dass Lagen beim ursprünglichen oder bei einem nachträglichen Bindeprozess falsch aneinandergereiht wurden. Daher ist auch die inhaltliche Analyse der Handschrift für die Untersuchung des Aufbaus von Bedeutung. Die Schreiber merkten schon im Mittelalter das Ende oder den Anfang einer Lage an, um dem Buchbinder die Reihenfolge der Lagen zu verdeutlichen. Die Kustoden sind durchlaufende Zahlen (I, II, III, IV, etc.) oder Buchstaben (a, b, c, d, etc.) die zumeist unterhalb des Schriftblocks auf der ersten oder letzten Seite einer Lage angebracht wurden. Auch heute noch sind diese Kustoden häufig zu erkennen und helfen bei der Analyse des Lagenaufbaus – sofern sie nicht bei einem neuerlichen Bindevorgang weg geschnitten wurden. Anstelle der Kustoden können aber auch Reklamanten das Ende einer Lage anzeigen: Unter dem Schriftblock der letzten Seite einer Lage wird das erste Wort der nächsten Seite, d. h. des Beginns der nächsten Lage, angemerkt. Beide Arten der Lagenkennzeichnung finden sich auch noch in den Drucken der frühen Neuzeit, Kustoden sogar bis heute.

Charakteristisch für das mittelalterliche Buchwesen ist das Fehlen der Seitenzählung (Paginierung). Anstelle dessen wurden, wenn überhaupt, die Blätter durchgezählt. Die heute in den Handschriften befindlichen Foliierungen (Nummerierung nach Blättern) sind allerdings oft erst neuzeitlich. Auch bei den Seitenangaben in der Handschriftenkunde lebt die Blattzählung fort: dabei wird die Vorderseite (Recto) mit r, die Rückseite (Verso) mit v abgekürzt. Spalten werden mit a und b bezeichnet, z. B. fol. 7va oder f. 7va (Folio/Blatt 7, Rückseite, 1. Spalte).

Ein weiterer wesentlicher Teil einer Handschrift ist neben den Lagen und dem Bund, auf den die Lagen aufgenäht werden, der Einband. Von den mittelalterlichen Einbänden sind uns allerdings nur relativ wenige erhalten. Oft mussten sie in späteren Zeiten ersetzt werden. Außerdem ist das Stilniveau sehr unterschiedlich: Neben dem Prachteinband, der Metallbeschläge und manchmal Edelsteine aufweist, schützen auch einfache, mit Leder überzogene Holzdeckelbände sowie bloße Leder- oder Pergamenthüllen den Buchblock.

Am häufigsten ist der mit Leder überzogene Holzdeckelband, der auch einfache Metallbeschläge an den Ecken oder im Zentrum aufweisen kann. Im 9./10. Jahrhundert und dann wieder im 12./13. und vor allem im 15. Jahrhundert wurde der Lederüberzug durch blind gepresste Stempel verziert. Durch die Charakteristik mancher Stempel ist es oft möglich, die Herkunft und Entstehungszeit des Einbandes (nicht des Buches an sich!) genau einzugrenzen. Wertvollere, in Leder gebundene Handschriften wurden mitunter an Ketten angehängt; sie werden als *libri catenati* bezeichnet. Im Spätmittelalter kam zudem der Lederschnitt zur Verzierung des Einbandes auf.

3.10. Handschriftenbeschreibung

Die Beschreibung einer Handschrift kann in ausführlicher oder in knapper Form erfolgen. Folgende Kriterien sollten jedoch auf jeden Fall darin enthalten sein:

- Aufbewahrungsort der Handschrift, gegebenenfalls unter Angabe des Bestandes und der Sprache
- Signatur der Handschrift
- Alte Signaturen (so genannte Olim-Signaturen), die in der älteren Literatur noch Verwendung fanden
- Beschreibstoff
- Zahl der Blätter (Folien); dabei werden gegebenenfalls Vorsatzblätter, die beispielsweise ein nachträglich eingefügtes Inhaltsverzeichnis enthalten, mit römischen Zahlen gezählt
- Format der Handschrift
- Herkunft und Abfassungszeit so genau als möglich
- Inhalt der Handschrift, soweit identifizierbar; größere Lücken im Text sind anzumerken
- Kurze Angaben zum Bucheinband

Außerdem sollte in einer genaueren Beschreibung nicht fehlen:

- Aufbau der Handschrift
- Angaben über den Zustand der Handschrift
- Schreibervermerke
- Kustoden, Reklamanten
- Schriftart, Schriftraum, Zeilenzahl, Spaltenzahl, Linierung
- Wasserzeichen (bei Papierhandschriften)
- Ausstattung der Handschrift (Überschriften, Paragraphenzeichen, Art der Initialen, Zierleisten, Randillustrationen, Miniaturen, Vollbilder)
- Details zum Einband
- Genaue Aufschlüsselung des Inhalts unter Angabe der maßgeblichen Edition bzw. bei nicht edierten Texten des *Incipit*, d. h. der ersten Worte
- Geschichte der Handschrift
- Literatur zur Handschrift

3.11. Mittelalterliches Bibliothekswesen, Überlieferungsgeschichte antiker und mittelalterlicher Texte

Bis in die Spätantike wurde fast ausschließlich auf Papyrus geschrieben. Buchrollen wurden in eigenen Urnen aufbewahrt, die *bibliothéke* (βιβλιοθήκη) genannt wurden, ein Begriff, der später auf die gesamte Büchersammlung übertragen wurde. Sowohl im griechischen Osten als auch in Rom gab es Großbibliotheken, von denen die in Konstantinopel bis ins 15. Jahrhundert bestand. Noch im 16. Jahrhundert sammelte der Humanist Sambucus Reste dieser Bibliothek, um sie Kaiser Ferdinand I. für seine Hofbibliothek zu schenken.

Erste Handschriftenbibliotheken kamen erst während des Frühmittelalters im klösterlichen Bereich auf: Cassiodor sammelte Bücher in seinem Kloster Vivarium in Süditalien, ebenso Papst Gregor der Große (590-604). Besonders Karl der Große ließ aus ganz Europa Handschriften an seinen Hof zusammentragen. Neben den Klosterbibliotheken entwickelten sich im Hochmittelalter auch immer mehr die Dombibliotheken zu Zentren der Bildung und Schulbildung.

Eine große Klosterbibliothek umfasste etwa 2000 bis 3000 Handschriften, die in Schränken (*armaria*) aufbewahrt wurden. Über die Bestände sind wir durch mittelalterliche Bibliothekskataloge mitunter recht gut informiert. Manchmal ist darin auch vermerkt, dass Handschriften ausgeliehen wurden. Gerade unter den Zisterziensern waren die Mobilität und damit auch der Leihverkehr sehr groß.

Im Zuge des Aufkommens von Universitäten und Bettelorden entstand im 13. Jahrhundert ein neuer Bibliothekstyp: die Pultbibliothek: Die Codices liegen dort angebunden auf Pulten zur Einsichtnahme. Allerdings waren auch diese Bibliotheken nicht allgemein zugänglich: Erst im 15. Jahrhundert entwickelten sich unter dem Eindruck des Humanismus die ersten öffentlichen Bibliotheken in Venedig und Florenz.

Im ausgehenden Mittelalter entstanden im fürstlichen Bereich einige Bibliotheken, die vor allem der Repräsentation und Prunkliebe der Herrscher dienen: Der ungarische König Matthias Corvinus († 1490) ließ für seine Bibliothek zahlreiche Handschriften in Humanistenminuskel, geschmückt mit prächtigen Illuminationen, erstellen. Die Sammlung wurde schon bald nach seinem Tod in alle Winde zerstreut. Eine ähnliche Bücherliebe trieb Herzog Federico I. von Urbino (Mittelitalien) zum Aufbau einer prunkvollen Bibliothek. Viele der dafür angefertigten Handschriften sind jedoch wohl kaum wirklich benützt worden. Im Gegensatz zur Bibliotheca Corviniana blieb die herzogliche Bibliothek von Urbino als Einheit bestehen und wird seit der Mitte des 17. Jahrhunderts in der vatikanischen Bibliothek in Rom aufbewahrt.

3.12. Schriftenkunde der Neuzeit

Die systematische Erfassung der Schriften in der Neuzeit ist ungleich schwerer als für das Mittelalter, da der Kreis der Schreibenden immer größer wurde. Auch regional sind mitunter große Unterschiede auszumachen. Andererseits sind viele Schriftstücke datiert, sodass eine zeitliche Einordnung exakt erfolgen kann. Auch Fälschungen spielen im Gegensatz zum Mittelalter nur eine untergeordnete Rolle. Zudem spielt auch die Rolle des Buchdrucks und hier besonders der gedruckten Schreibmeisterbücher für die Entwicklung der geschriebenen Schrift eine Rolle. Ab dem 18. Jahrhundert führt die staatliche Schulbildung zu einer zusätzlichen Vereinheitlichung der Schrift. Aus Zeitgründen erfolgt eine Beschränkung auf die Schriften, die im deutschsprachigen Raum Verwendung fanden.

Unter den Humanisten entstand neben der Humanistenminuskel auch eine Humanistenkursive, als deren Schöpfer der Humanist Niccolò Niccoli (1363-1443) gilt. Die Buchstaben sind klar unterscheidbar, aber aneinandergelagert. Durch die Verwendung einer spitzen Feder fällt der Unterschied zwischen Haar- und Schattenstrichen weitgehend weg. Die Schrift weist eine deutliche Rechtsneigung auf. Viele Buchstabenformen entsprechen der heutigen Lateinschrift. Die Schrift wurde vor allem für lateinische und italienische Texte verwendet, aber auch in späterer Zeit für die Kennzeichnung von Fremdwörtern. Im 16. und 17. Jahrhundert fand sie vor allem auch in den Kanzleien Italiens Verwendung, sodass sie als Cancellaresca bezeichnet wird. Dabei wird je nach Kursivierung zwischen Cancellaresca formatella und Cancellaresca corrente unterschieden.

Textbeispiel 1: Humanistenkursive von Bianca Maria Sforza, der zweiten Gemahlin Kaiser Maximilians I. (1496, HHStA Wien, Reichsregister Bd. KK, fol. 29h), entnommen aus: Eberhard Büssel/Michael Neher (Hg.), Arbeitsbuch Geschichte Neuzeit 1 (16. bis 18. Jahrhundert): Quellen. Mit einer Einführung in die hilfswissenschaftlichen Disziplinen, bearb. von Leopold Auer. München 1977 (UTB 625), S. 80 f. **[Begleitskriptum, S. 95 und 105]**

Textbeispiel 2: Humanistenkursive (Cancellaresca) aus dem späteren 16. Jahrhundert (1577, HHStA Wien, Reichsregister Rudolfs II., Bd. 9, fol. 340r), entnommen aus: Eberhard Büssel/Michael Neher (Hg.), Arbeitsbuch Geschichte Neuzeit 1 (16. bis 18. Jahrhundert): Quellen. Mit einer Einführung in die hilfswissenschaftlichen Disziplinen, bearb. von Leopold Auer. München 1977 (UTB 625), S. 86 f. **[Begleitskriptum, S. 95 und 105]**

Für deutschsprachige Texte, aber auch für slawische in den Ländern Ostmitteleuropas, wurden hingegen ab dem 16. Jahrhundert fast ausschließlich Schriften verwendet, die sich aus spätgotischen Kursivschriften sowie einer kursiven Bastarda entwickelten (*Textbeispiel 3*). Dazu kommt die Fraktur als Drucktype, die sich an den stark gebrochenen gotischen Textualis-Schriften des 15. Jahrhunderts orientiert und erstmals in einem Gebetbuch für Kaiser Maximilian (1513) auftaucht. Sie erfuhr vor allem durch die gedruckten Traktate Albrecht Dür-

rers weite Verbreitung. Unter dem Einfluss der Fraktur entwickelte sich in der Kanzlei Maximilians I. und seiner Nachfolger auch eine Halbkurrentschrift, die sich überwiegend durch Linksneigung, ein breites Mittelband, die Zusammendrängung von Buchstaben und ausgeprägte Brechungen, v. a. bei den Schrägschäften von i, m, n und u auszeichnet (*Textbeispiel 4*). Sie wurde zur dominierenden Aktenreinschrift des 16. Jahrhunderts und blieb auch danach für Überschriften in Verwendung.

Textbeispiel 3: Spätgotische Kursivschrift (1530, HHStA Wien, Mainzer Erzkanzlerarchiv, Reichstagsakten Fasz. 5/3, fol. 206r), entnommen aus: Eberhard Büssel/Michael Neher (Hg.), Arbeitsbuch Geschichte Neuzeit 1 (16. bis 18. Jahrhundert): Quellen. Mit einer Einführung in die hilfswissenschaftlichen Disziplinen, bearb. von Leopold Auer. München 1977 (UTB 625), S. 64 f **[Begleitskriptum, S. 96 und 105]**

Textbeispiel 4: Halbkurrentschrift oder Frakturkursive (1550, HHStA Wien, Religionsakten Fasz. 22), entnommen aus: Eberhard Büssel/Michael Neher (Hg.), Arbeitsbuch Geschichte Neuzeit 1 (16. bis 18. Jahrhundert): Quellen. Mit einer Einführung in die hilfswissenschaftlichen Disziplinen, bearb. von Leopold Auer. München 1977 (UTB 625), S. 62 f **[Begleitskriptum, S. 96 und 106]**

Erst seit dem späten 16. Jahrhundert beginnt sich im Schriftbild ein stärkerer Wandel abzuzeichnen. Die Tendenzen zur Kursivierung und somit auch zur Schlingenbildung nehmen zu, die Schrift wird schwungvoller und drängt noch mehr in die Breite. Das geschlossene g und das e mit Öse verschwinden; sie werden durch ein gammaförmiges g und ein zweischaftiges e abgelöst, wobei der zweite Schaft nicht die Grundlinie erreicht. Die Buchstaben s und t werden nach oben gestreckt. Man spricht zumeist von einer frühbarocken Kurrentschrift.

Diese Schrift bleibt mit gewissen Änderungen im Wesentlichen auch durch die folgende Jahrhunderte bestehen. Im 17. Jahrhundert verstärkt sich der barocke Charakter und führt zu einer Auflösung der Formen, die die Schrift elegant, aber auch unruhig und gekünstelt machen (*Textbeispiel 5 [Begleitskriptum, S. 97]*). Die Sucht nach der Auflösung der Zwischenräume führt zur Zeilenverschränkung und zur Bildung von „Gitterschriften“. Der größere Zug zur Klarheit, wie er sich seit der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts abzuzeichnen beginnt, setzt sich dann im 18. Jahrhundert fort. Gegenüber dem zur Rundung neigenden Barockschwung beherrschen nun die schräg rechts liegenden, zu schmalen Längsstreifen zusammengedrückten Ober- und Unterlängen das Schriftbild (*Textbeispiel 6 [Begleitskriptum, S. 97]*).

Im 19. Jahrhundert wird die unter dem Einfluss der Schule und der Verwendung der Stahlfeder immer gleichförmiger werdende Schrift einer neuen Brechung unterworfen. Die konsequente Anwendung des Prinzips der Auf- und Abstriche bringt durch das damit verbundene Absetzen einen Rückgang der Kursivierung. Die Schrift wirkt dadurch sehr gleichförmig, aber gleichzeitig unpersönlich (*Textbeispiel 7 [Begleitskriptum, S. 98]*).

Textbeispiel 5: Kurrentschrift des 17. Jahrhunderts, Handschrift des Schreibmeisters A. Möller, Lübeck 1643, entnommen aus: Harald Süß, Deutsche Schreibschrift. Augsburg 1991, S. 44. **[Begleitskriptum, S. 97 und 106]**

Textbeispiel 6: Kurrentschrift des frühen 18. Jahrhunderts, Handschrift des Heinrich G. Parisius, Regensburgerische Schreibschule 1710, entnommen aus: Harald Süß, Deutsche Schreibschrift. Augsburg 1991, S. 44. **[Begleitskriptum, S. 97 und 106]**

Textbeispiel 7: Kurrentschrift des 19. Jahrhunderts, Verlassenschaftsinventar über den Nachlass von Simon Schmirdorfer, Wels 1836, Privatbesitz Christian Rohr. **[Begleitskriptum, S. 98]**

Textbeispiel 8: Kurrentschrift um 1900, aus dem Tagebuch des Schiffsarztes Dr. Fritz Helmlauer, entnommen aus: Harald Süß, Deutsche Schreibschrift. Augsburg 1991, S. 24. **[Begleitskriptum, S. 99]**

Textbeispiel 9: Kurrentschrift um 1900, Kochrezept zu Weihnachtsbäckerei von Elfrun Köhncke, entnommen aus: Harald Süß, Deutsche Schreibschrift. Augsburg 1991, S. 68. **[Begleitskriptum, S. 100]**

Im Jahr 1941 wurde die deutsche Schrift, d. h. sowohl die Fraktur als Drucktype als auch die Kurrentschrift, durch einen „internen Erlass“ der NSDAP als „Schwabacher Judenlettern“ diffamiert und abgeschafft. Paradoxe Weise ist selbst der Briefkopf dieses Schreibens in genau dieser Schrift gehalten. Dadurch endete die mehr als 400-jährige Parallelentwicklung von deutschen Fraktur- und Kurrentschriften einerseits und lateinischen Schriften andererseits. **[Begleitskriptum, S. 101]**